deren Gewissen nun auch dieses Massensterben fällt, dessen Opfer heute bestattet werden.

Nicht ein Wort des Bedauerns über diese Vernichtung deutscher Menschenleben habe ich aus dem Munde der amtlichen Vertreter des französischen Volkes vernommen.

Gern hätte ich geglaubt, daß Scham und Gewissen den französischen Gewalthabern Schweigen geboten hätten. Ist es Scham und Gewissen des französischen Volkes, das man beruhigen will, indem auch hier eine Justizkomödie Unrecht in Recht, Recht in Verbrechen umfälschen will? **Kein Richterspruch gegen Unschuldige wird den Schrei des verbrecherisch vergossenen Blutes dämpfen;** kein Urteil die Welt über die wahren Schuldigen täuschen und die Tatsache beseitigen, daß zum Raub ausgezogene französische Soldaten waffenlose deutsche Arbeiter, ohne von ihnen ein Leid erfahren zu haben, mit der Waffe getötet haben.

Neben Gedanken des Leides, so fährt der Kanzler fort, bewegten uns heute Gedanken der Dankbarkeit. Haben doch die Toten auf dem Felde der Arbeitsehre der Gesamtheit der kämpfenden Bevölkerung und des ganzen Vaterlandes den höchsten Dienst geleistet, mit Hingabe des eigenen Lebens. Soll die grausame Zeit des Altertums wiederkehren, daß fremde Herren über ganze Völker wie über Sklavenhorden schalten? Um die Freiheit der Arbeit geht der Kampf.

Vielleicht befinden wir uns **auf dem Höhepunkt dieses Kampfes.** Sicherlich hat heute niemand mehr die Entschuldigung, nicht zu wissen, worum es geht. Hat im deutschen Volk noch jemand zweifeln können, so müssen alle Augen jetzt geöffnet sein. Hat in Frankreich jemand leichten Herzens die Tragweite des am 11. Januar begonnenen Unternehmens erkannt, so kann und muß auch dort heute jeder wissen, zu welchem Abgrunde dieses Beginnen geführt hat. **Hat die Welt bisher mehr oder weniger interessiert in der Zuschauerrolle dem Schauspiel an Rhein und Ruhr zugesehen, so muß sie heute sehen, wo Krieg ist und wo Frieden, wo Sicherheit und wo die Ueberantwortung an fremde Willkür. Und im Namen der Toten frage ich die Völker der Erde, wie lange noch wollen sie warten, ehe diesem wahnwitzigen und grauenvollen Mißbrauch der Gewalt ein Ende geboten wird?**

Verständigung boten wir an, Geld und Gut und Ertrag der Arbeit langer Jahre, Sicherheit aus freiem Willen zum Frieden. Man hart nicht gehört, selbst dann noch, als der Feind im Lande stand, haben wir wiederholt erkennen lassen, daß wir zu freier, ehrlicher und gleichberechtigter Verhandlnug bereit sind. Ja, wir haben einen praktischen Weg gewiesen, wie das durch den Ruhreinfall fast unentwirrbar gewordene Reparationsproblem zu lösen ist, indem wir uns zu dem Vorschlag des Leiters der amerikanischen Außenpolitik Mr. Hughes bekannten. Man hat nicht gehört. Alles ist geschehen, um den Ruhreinmarsch zu vermeiden oder abzukürzen. So wird auch künftig nichts unterbleiben, was unserem Volke und Lande die Freiheit und den Frieden geben kann. Und auch heute, wo wir am Grabe dieser Helden stehen, wo wir sie zur letzten Ruhe bestatten, sind wir bereit, mit den anderen in von jedem Zwang freien, gleichberechtigten Verhandlungn uns auseinanderzusetzen. Aber Freiheit und Frieden müssen gesichert sein, wenn anders nicht die Opfer nutzlos gebracht sein sollen, die wir an Ruhr und Rhein beklagen. Die Reparationspflicht muß auf das Maß des Erfüllbaren zurückgeführt, die Erde, in der wir heute die elf Braven bestatten, muß frei werden von Fuß und Hand des Feindes, die in Gefangenschaft und Verbannung Leidenden müssen der Freiheit und Heimat wiedergegeben, und keiner Regelung kann zugestimmt werden, die Ruhr und Rhein territorial verfassungsmäßig antasten.

Solange der Gegner zu solcher Regelung nicht bereit ist, muß der passive Widerstand vom ganzen Volke **mit voller Entschlossenheit und mit der gleichen Besonnenheit wie bisher** fortgesetzt werden. In diesem Kampfe darf es keine Parteien und keinen Unterschied der Klassen, aber auch keine Zaghaften und keine Unbesonnenen geben, so wenig dies bei jenen der Fall war, deren Tod wir heute beklagen. In diesem Kampfe darf keiner fehlen. Fester wollen wir zusammenstehen als jemals zuvor, ein Wille soll uns einen, die wir alle nichts sein wollen als Arbeiter am Wohle des Volkes, und wie Sie heute alle Stände und Berufe vereinigten, in einer Trauer und einer Treue, so soll auch dieses Haus nur mehr den einen Wettstreit der Parteien kennen, zu einen, zu tragen, zu opfern. **Alle Kraft der Erreichung des Friedens und bis dahin dem großen Abwehrkampf!**

Die Toten haben ihre ganze Person eingesetzt fürs Vaterland. **So wollen wir es tun,** indem wir uns im Geiste mit der Trauergemeinde am Grabe der deutschen Arbeiter vereinigen und ihre Seele und unser Vaterland Gott befehlen. Lassen Sie uns in dieser feierlichen Stunde jedem einzelnen aus dem Volke in Front und Heimat mit den Klängen der Glocken — als Gelöbnis und Mahnung zugleich — die Worte zurufen und befolgen: „Und handeln sollst du so, als hinge von dir und deinem Tun allein das Schicksal der deutschen Dinge ab und die Verantwortung wäre Dein!"

Der Eindruck der Reichstagsfeier.

Wieder sind die schwarzrotgoldenen Fahnen auf den Ecktürmen des Reichshauses halbstock gesetzt, wieder ist der sonst nüchterner Tagesarbeit dienende Sitzungssaal durch künstlerischen Schmuck zur Stätte einer Trauerfeier gewandelt, wieder lädt das Reich, der Toten zu gedenken, die in seinem Dienste fielen!

Während in Essen selbst die Blutopfer des Ostersonnabends zur letzten Ruhe beigesetzt wurden, mahnte im ganzen Reiche Glockenklang zu stillem Gedenken. Eine dichte Schar hielt das Reichstagsgebäude umsäumt, und im Sitzungssaale sammelten sich die Abgeordneten. Saal und Tribünen wiesen keinen leeren Platz auf. Wie um zu symbolisieren, daß die Stunde keinen Unterschied der Partei kennt, saßen die Abgeordneten wahllos, ohne Rücksicht auf die sonst üblichen Fraktionsplätze. Die Diplomatenloge war diesmal — es handelte sich um keine Reichstagssitzung, sondern um eine Sitzung im Reichstage — zur allgemeinen Verfügung gestellt. Der Saal war unter der Leitung des Reichskunstwartes Dr. Redslob nach Entwürfen des Berliner Bildhauers Alfred Bocke in dunklem Tannengrün und tiefem Schwarz geschmückt. Der Präsidentensitz, in die Reichstrikolore gehüllt, darüber der Reichsadler auf dem grauen Hintergrunde. Auf der Ministerbank hatte der Reichspräsident Platz genommen, neben ihm saßen der Reichskanzler, Reichstagspräsident Löbe, an den sich Minister v. Rosenberg und die übrigen Minister des Reichskabinetts anschlossen. Auf den Sitzen der Ländervertreter bemerkte man das preußische Kabinett mit dem Ministerpräsidenten Braun und Minister Severing, sowie u. a. den sächsischen Minister Fleissner und den Berliner Bürgermeister Ritter.

Schlag 10 Uhr stimmt das Orchester der Staatsoper unter seinem Generalmusikdirektor Leo Blech im Wandelgang, hinter der Präsidentenestrade aufgestellt, den Trauermarsch aus der Beethovenschen Eroika an. Als der letzte Ton verklungen ist, erhebt sich, nach einigen mit dem Reichspräsidenten leise gewechselten Worten, der Kanzler und schritt, im schwarzen Rockjackett, kleine Manuskriptblätter in der Hand, zum Rednerpult. Leise, mit verschleierter Stimme, beginnt er, gedenkt der Toten, gelobt ihnen Treue und Dankbarkeit. Dann mischt sich in Trauer und Groll etwas wie Bitterkeit: „Wie lange noch," so ruft er aus, „wollen die Völker der Erde warten, ehe diesem wahnwitzigen und grauenvollen Mißbrauch der Gewalt ein Ende geboten wird?" Und dann, in festem Tone, eine Vergegenwärtigung des Politischen. Wir waren verständigungsbereit, wir sind es auch weiter. Bis diese Bereitschaft nicht auf der anderen Seite ebenso durchdringt, gilt es festen Zusammenschluß im gemeinsamen Kampf: „Alle Kraft der Erreichung des Friedens und bis dahin dem großen Abwehrkampf!"

Das Andante aus Beethovens siebenter Sinfonie schließt die Feier, besser schlösse sie, wenn nicht der Reichspräsident spontan herunterstiege von der Estrade zu den Vertretern des Essener Werkes und der Arbeiterschaft, die auf der Frontbank der Zentrumsfraktion Platz genommen hatten, um ihnen die Hand zu drücken. Ihm folgt der Kanzler.

Die Sprengung am Rhein-Herne-Kanal.

Drahtmeldung unseres Sonderberichterstatters.

cms **Herne,** 10. April.

Zu der bereits gemeldeten Sprengung am Rhein—Herne-Kanal bei Henrichenburg erfahre ich noch, daß angeblich ein Kahn gesprengt werden sollte. Dabei ist die Bombe wohl nicht richtig angesetzt worden und statt des Kahnes wurde die Kanalböschung gesprengt. Das Kanalwasser strömte in die Emscher, deren Wasserstand sich in kurzer Zeit um 1½ Meter erhöhte. Der Hafen in Herne und weite Strecken des Kanals bis über Rauxel hinaus sind fast vollkommen wasserlos. An anderen Stellen im Kanal ist der Wasserstand auf etwa 80 Zentimeter gesunken. Die Franzosen hatten diesen Teil des Kanals, der nunmehr unbefahrbar geworden ist, dazu benutzt, Kohlen und Koksvorräte von den Halden der dort liegenden Zechen abzutransportieren.

Wahrscheinlich im Zusammenhang mit den Vorgängen am Kanal ist in Herne eine Reihe von Eisenbahnern ein Ultimatum gestellt worden, das sie auffordert, in kürzester Frist in französische Dienste zu treten. Andernfalls müßten sie ihre Dienstwohnungen sofort räumen. Die Franzosen wollen eine Eisenbahnlinie zur Verfügung haben, die von den Zechen des Herner Gebiets unmittelbar zu ihrer militarisierten Strecke führt.

hb **Köln,** 10. April.

Nach einer Meldung des „Solinger Tageblattes" hat der Kommandant der französischen Truppen in Cronenberg bei Elberfeld mitgeteilt, daß zur Verhinderung des Schmuggels vom besetzten ins unbesetzte Gebiet eine Straße von Solingen nach Elberfeld freigelassen werden solle und alle anderen Straßen durch Drahtverhaue oder Gräben gesperrt werden.

Der Schutz der Sonderbündler.

Drahtmeldung der „Vossischen Zeitung".

ck **Frankfurt a. M.,** 10. April.

Der Redakteur Reinhardt vom „Mittelrheinischen Volksblatt" in Boppard ist vom französischen Militärgericht zu 1½ Jahren Gefängnis und 100 000 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Das Urteil besagt, daß durch die redaktionelle Tätigkeit Reinhardts nicht nur die Sicherheit der Besatzungstruppen gefährdet worden sei, es wird ihm auch die „Aufreizung zu Demonstrationen gegen die Sonderbündler" als besondere Straftat ausgelegt. Danach wird zugegeben, daß nach Ansicht der französischen Machthaber die Sonderbündler Smeets und Dorten ebenso vor jeder deutschen Kritik zu schützen sind, wie die Besatzungsbehörden selbst.

cms **Essen,** 9. April.

Im Zusammenhang mit der unaufgeklärten Ermordung des elsässisch-französischen Heizers Schmidt, für die die Stadt Essen, obwohl politische Motive der Tat so gut wie ausgeschlossen sind, bekanntlich eine Buße von 105 Millionen Mark zahlen soll, ist

---

Kokoschka.

Ausstellung bei Cassirer.

Wer wird nicht einen Kokoschka loben? Doch wird ihn jeder kennen — nein. Und darum sei der Energie, die hier durch Proben aus öffentlichem und privatem Besitz von überall her einen Rundblick über den Entwicklungsweg des Künstlers zustande brachte, ehrlich gedankt.

Die Wandlung, die sich dabei vor unsern Augen ausbreitet, ist von höchster Bedeutung, der Aufstieg außerordentlich. Oskar Kokoschka erregte uns, als er zuerst auftrat, durch die unheimliche Intensität, mit der der junge Maler sein persönliches Verhältnis zum Rätselwesen dieser Welt, in und hinter der zunächst sichtbaren Wirklichkeit, zu den Schauern, die in der Landschaft stecken, zu den Seelenspiegelungen menschlicher Gesichter in Form brachte. Ein ungemein differenzierter Geist von einer Anschauungskraft, der alles Empfundene sofort in überreichen sinnlichen Ausdruck strömte, gab hier, höchst individuell, ein Schulbeispiel für das, was der Expressionismus recht eigentlich wollte. Fanatisch, unerbittlich, ja grausam schien das Innerste der Erscheinungen nach außen gepreßt, gleichsam hinausgequirlt — aber das alles besorgte eine Hand, die das gepflegte Handwerk einer alten Kultur in ihren Nerven hatte und mit leichter Sicherheit beherrschte. Das war Kokoschkas Oesterreichertum, das der herben und gewalttätigen Art der jungen Norddeutschen gegenübertrat.

Die Bilder jener frühen Zeit wirken heute fast zeichnerisch. Es ist immer neu erstaunlich, wie schnell unser Auge gegen farbige Reizungen abstumpft. Damals kündigten diese Arbeiten auch einen koloristischen Neuerer an (mit Recht), heute erscheinen sie uns sonderbar dunkel und trübe. Aber Kokoschka war damals auch wirklich mitunter in die Linie verliebt. Ein Gemälde wie das Bildnis Forel aus dem Jahre 1908, bei dem mit gewitzter Technik haarfeine Linien aus gemaltem Grunde herausgekratzt sind, ist fast altmeisterlich, dürerhaft; die Hände dazu fast grünewaldisch, man spürt den Zusammenhang zwischen gotischer und moderner Expression. Doch die entzückende Zartheit der Landschaft aus demselben Jahre in ihrer japanischen Feinheit, die bereits weit über den Expressionismus hinausgreift, deutet schon auf die Entfaltung der Farbe bei Kokoschka.

Von hier aus wird der Pfad offenbar, der den Maler in ihm erst recht eigentlich zum Blühen bringt. Es ist den Kennern vertraut, wie weit er dabei bis vor einigen Jahren gelangte. Das ganze Bild beginnt nun farbig zu sprechen, farbig zu leben, farbig zu denken. Eine Masse kleiner flockiger Striche drängt sich aneinander, mit unvergleichlicher Malerweisheit von Ton zu Ton gestuft, durch aller Uebergänge tausendfältiger Nuancen gleichsam durchgeknetet, in einem sprühenden Wechsel von warmen und kalten Werten vorgetragen. Dabei jedoch verlor der Ausdruck nichts von seiner Innerlichkeit, von dem scheuen Geheimnis, das aus den Motiven der Kompositionen hervorgelockt wurde. Der geistige Gehalt wird vollkommen umgeschmolzen in eine klingende sinnliche Melodie. Das große Werk der Dresdener Galerie „Die Macht der Musik" tritt als ein Hauptzeuge dieser Epoche auf.

Seit 1921 aber ist wieder eine neue Häutung eingetreten. Die Farbe rauscht mit immer stärkerer, glühenderer Gewalt. Und vor allem: sie redet nun in breiten, weichen Flächen. Die Flocken, die noch irgendwie impressionistische Nachklänge darstellten, verschwinden. Der Vortrag nimmt einen freieren, stolzeren Fluß an. Die großen Bilder dieser letzten Maniera sind die Hauptstücke der Ausstellung. Vor allen anderen das Selbstporträt aus diesem Jahre 1923 mit der blauen Jacke, die vor den gelben, blauen, braunen und grünen Tönen des Hintergrundes aufstrahlt, mit der wundervoll flächigen Malerei des Gesichts, das die äußerste geistige Spannung in reinen farbigen Ausdruck auflöst. Daneben das Gemälde „Der Maler" (1922), wiederum Kokoschka selbst, Halbfigur in einer Gruppe, mit großer Geste die anderen auf ein Werk oder ein Stück Natur weisend (das Objekt bleibt unsichtbar). Auch hier wird das Bildviereck von einem geistigen Kraftzentrum aus geleitet: der erhobene Arm des Malers, in fabelhaft leuchtendem Gelb, ist das Symbol dafür; rosa schimmert die Hand, die den Pinsel hält; die Frauengestalt rechts neben dem Künstler in sattem Rot, die links von ihm in buntem Kleide. Ebenso stark ist der sinnliche Schwall der Farbe in der halbnackten Weibgestalt, die, von einem köstlichen weißrosa Tuch umflattert, im saftigen Wiesengrün den Sommer personifiziert. Als Komposition vielleicht am stärksten die Gruppe Loths mit seinen Töchtern. Wiederum ein Zu- und Gegeneinander betonter breiter Flächen, blau, rot, grüngelb. Das Bild gehört zu einer Trias biblischer Darstellungen. Saul und David, Jakob, Rahel und Lea treten hinzu. Ein fernes Legendenspiel taucht auf, von fremdartigen Farbmelodien getragen, in denen der Blick mit Entzücken schwimmt.

Man denkt dabei an Noldes Bibelbilder und hat in dem Kontrast zugleich den starken Eigenklang Kokoschkas. Dort die abstrakte Strenge des Nordens, hier die weiche, schwebende Fülle einer erfinderisch orchestrierenden, sinnlichen Malerglut von südlichem Temperament.

Max Osborn.

Das Weingartner-Festkonzert. Aus Wien drahtet unser Vertreter: Zur Feier des 60. Geburtstages Felix Weingartners gab das Wiener Sinfonie-Orchester ein großes Festkonzert, in dem Weingartners Ouvertüre zu Shakespeares „Sturm" „Das Gefilde der Seligen", das Violinkonzert mit Prof. Gustav Havemann und die 4. Sinfonie in F-Dur unter der ausgezeichneten Leitung des Volksopernkapellmeisters Leo Kraus gespielt wurde. Weingartner wurde von seiner großen Gemeinde mit Kapellmeister Kraus unzählige Male gerufen.

Kathedralenschicksal.

Von

A. H. Zelz,

Berichterstatter der „Vossischen Zeitung"

✲ **Warschau,** Anfang April.

Auf dem Sachsenplatz, unmittelbar vor dem schönen Sachsenpalais, das heute dem polnischen Generalstab als Heim dient, erhebt sich ein hoher Bretterzaun, und hinter diesem Zaun sieht man ein Gerüst, unter dem ein gewaltiges eisernes Pferd steht. An dieser Stelle wird das Denkmal des Fürsten Joseph Poniatowski errichtet, der am 19. Oktober 1813 während der Völkerschlacht bei Leipzig den Tod in den Fluten der Elster fand. Dieser Joseph Poniatowski, Neffe des letzten Polenkönigs Stanislaus August, kämpfte an der Seite Napoleons gegen die Preußen, Russen und Oesterreicher, und sein Tod war nicht nur der tragische Untergang eines jungen Helden, sondern auch der Untergang einer letzten Hoffnung auf ein neues selbständiges Reich, von dem die Polen jener Zeit träumten und das ihnen, wie sie hofften, Napoleon geben sollte. Daß man jetzt ein Denkmal für den „Kiaze Jozef" errichtet und Anfang Mai im Beisein des französischen Generalissimus Marschalls Foch und des Generals Weygand einweihen wird, hat wohl nicht nur historische Bedeutung, sondern soll wohl auch politisch Einiges sagen. Denn Joseph Poniatowski fiel ja auch für Frankreichs Feinde, und es wird vielleicht Redner geben, die an dem Tage der Einweihung auf diese Tatsache anspielen werden und etwa von dem „mit Blut besiegelten polnisch-französischen Freundschaftsbunde" sprechen werden, zumal die damaligen Feinde Frankreichs augenblicklich nicht gerade seine Freunde zu nennen sind.

Man wird zu dem Einweihungstage sicherlich die prachtvollsten Vorbereitungen treffen, und wahrscheinlich sind jetzt schon prominente Persönlichkeiten am Werk, um sich über die Anordnung der Tribünen, Triumphbogen, Girlandenträger usw. den Kopf zu zerbrechen. Nur eins ist ärgerlich, und das ist das allen polnischen Augen abscheuliche Gegenüber des werdenden Denkmals, die große russische Kathedrale auf dem Sachsenplatz.

Geht man an einem der jetzt schon ziemlich warmen Frühlingstage im Sachsenpark spazieren, so erhebt sich über der Säulengalerie des Sachsenpalais die monumentale Silhouette dieses Domes. Geht man an einem nebligen Abend an dem Gotteshaus vorüber, so steigen die von hohen Bogen ge-